

Das kann weg!

Altersforscher

Von Leo Fischer

Sind Sie über hundert Jahre alt? Herzlichen Glückwunsch! Ihr Leben wird künftig so angenehm sein wie noch niemals zuvor. Keine Bevölkerungsgruppe wächst derzeit so schnell wie die der Hochbetagten, auch verfügt keine über einen derart hohen Anteil am Vermögen der Bevölkerung. Allein in Deutschland gibt es 17 000 Menschen über Hundert – anderswo auf der Welt sogar erheblich jüngere.

Zu diesem Ergebnis kommt die sogenannte Generali-Studie, die in Köln vorgestellt wurde. Diese neuen Hundertjährigen sind demnach jung wie nie, jünger jedenfalls als die sogenannten »jungen Alten«, die schon mit Anfang sechzig nichts mit sich anzufangen wissen und daher den lieben langen Tag den Kommentarbereich von Spiegel online vollspammen. Im Gegensatz zu den »jungen Alten«, so die Studie, sind diese »alten Alten« pfiffig, quirlig, ja direkt ausgefuchst; sie möchten »in der Familie mitwirken, Beziehungen zwischen den Generationen aufbauen, Vorurteile abbauen und die biografischen Erfahrungen abrufen« und ganz allgemein laut und krächzend darauf hinweisen, dass sie gefälligst auch noch da sind.

Moderne Hundertjährige von heute lieben das Risiko, nehmen auch mal eine zweite Natreenkapsel in den Blasen Tee und provozieren die Nachgeborenen mit politisch unangenehmen Ansichten zu Elternschaft, Mutterkruz und Rassenhygiene. Hundertjährige steigen aus dem Fenster und verschwinden; Hundertjährige verkleiden sich



Das kann weg!

Leo Fischer war Chefredakteur des Nachrichtenmagazins »Titanic«. An dieser Stelle kümmert er sich vierzehntäglich um den liegen gelassenen Politikmüll und dessen sachgemäße Entsorgung. Seine Kolonne finden Sie auch hier: dasND.de/kannweg

Grafik: 123rf/Mayamaya

als Peter Scholl-Latour und sagen Dinge wie »ich kenne Assad, er ist ein Weichei«. Stundenlang hängen sie an den künstlichen Busbahnhöfen vor den Altersheimen ab, belästigen Siebzigjährige mit anzüglichen Bemerkungen (»geile Krinoline, Baby«) und telefonieren mit ihrem Freund Hein (Blöd).

Die Demografie spielt verrückt: Während die alten Alten sich jugendlich geben und die jungen Alten verzweifeln, schufden die jungen Jungen unter der Aufsicht der alten Jungen im Steinbruch der großen Alterspyramide von Gizeh – und fühlen sich am Abend tausend Jahre alt und älter. Denn auch das ist die paradoxe Konsequenz der Studie: Kaum ein Mensch weiß überhaupt noch, wie alt er ist!

Während sich die alten Alten verstärkt mit jungen Jungs austauschen wollen, der Fall Edathy hat's gezeigt, hätten viele Mittdreißiger gerne den Lebensstil der Hundertjährigen alten Schlags: den ganzen Tag im Bett liegen, sich das Essen liefern lassen und ansonsten mitteilen, wie furchtbar alles ist. Bald werden Altersforscher hinzugezogen werden müssen, um überhaupt nur den Geburtstag einer Person zu bestimmen, und auch, ob man ihn feiert, begeht, ignoriert oder wieder feiert.

Gott und die Moral

An welchen Werten orientieren sich konfessionsfreie Menschen in Ost und West? Von Martin Koch



Tot ist tot?

Foto: Photocase/Blindguard

Nach einer Statistik der »Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland« sind rund 37 Prozent der Bundesbürger konfessionsfrei. Oder »konfessionslos«, wie sich vor allem christlich geprägte Autoren gern ausdrücken. Schon diese Wortwahl suggeriert, dass Menschen, die keiner Kirche angehören und im Allgemeinen auch keiner Religion anhängen, irgendwie als »Mängelwesen« anzusehen seien.

Letzteres offen zu äußern, wagen freilich nur wenige Christen. Einer davon ist der Schriftsteller und Büchnerpreisträger Martin Mosebach. In einem Interview mit der Tageszeitung »Die Welt« erklärte er rundheraus, dass Nichtreligiöse in ihrer Vollausbildung als Menschen beeinträchtigt seien: »Unglaube ist ein Mangel. Ein Leben in völliger Abkehr von Gott ist eine reduzierte Existenz.« Manche Christen bezweifeln sogar, dass nichtgläubige Menschen in moralischen Fragen kompetent urteilen können. Und sie treffen damit den Geist der Zeit, wie er sich etwa in den Statuten der öffentlichen Moral- und Ethikgremien widerspiegelt. Nehmen wir als Beispiel die Medienräte der Bundesländer, in denen wie selbstverständlich die evangelische Kirche, die römisch-katholische Kirche und die israelischen Religionsgemeinschaften vertreten sind. In Bremen kommt überdies ein Sitz für die Muslime

hinzu. Was man in den Medienräten hingegen vergeblich sucht, ist ein Vertreter der Konfessionsfreien, die immerhin ein gutes Drittel der hiesigen Bevölkerung ausmachen. Im Osten sind es sogar über 70 Prozent. Und obwohl sich lediglich 46 Prozent der Ostdeutschen als Atheisten bezeichnen, ist laut einer Studie der University of Chicago das Gebiet der ehemaligen DDR heute die »gottesferne Region der Welt«.

Woran aber halten sich Menschen, die nicht an Gott glauben? Was bestimmt ihr Handeln? Und welche Prinzipien liegen ihrem Wertesystem zugrunde? Um das im Konkreten herauszufinden, hat die Berliner Philosophin Rita Kuczynski über 50 konfessionsfreie Frauen und Männer aus Ost- und Westdeutschland befragt und deren Antworten systematisch ausgewertet. Das lesenswerte Buch, das dabei entstanden ist, zeigt vor allem eines: Die humanistischen Werte unserer Kultur sind keine genuin christlichen Werte. Das heißt, um sie zu begründen, ist ein religiöser Bezug nicht notwendig. Patrik (34), Marketingleiter aus Osnabrück, erklärte dazu im Interview mit Kuczynski: »Mich überzeugt Kants kategorischer Imperativ. Mich beeindruckt Werte wie Rücksichtnahme (auch gegenüber künftigen Generationen), Nächstenliebe, Gleichheit.« Tatsächlich ist nicht einmal die Nächstenliebe eine christliche Erfindung, sondern eine Tugend, ohne die

es keine menschliche Kulturentwicklung gäbe.

In der Einleitung des Buches bekennt die Autorin, dass auch sie weder einer Konfession angehöre noch an ein transzendentes Wesen glaube. Trotzdem fühle sie sich nicht als Ungläubige. Denn: »Jeder Mensch glaubt. Es ist eine Vorverurteilung zu behaupten, wer nicht an Gott glaube, habe überhaupt keinen Glauben.« Eine solche Aussage trifft, wie ich finde, nur bedingt zu, zumal Kuczynski fortfährt: »Die einen glauben an die Menschenrechte, die anderen an ihre Mutter, wieder andere an die Evolution oder an die Liebe.« Hier wird dasselbe Wort benutzt, um vom Wesen her unterschiedliche Sachverhalte zu beschreiben. Geht man indes davon aus, dass Glaube ein religiöses Bekenntnis ist, wird man nicht umhin können, zumindest die Atheisten als »Nichtgläubige« zu bezeichnen. Und damit ist keine Diffraktion verbunden. Denn weder an die Evolution noch an die Menschenrechte mag man im strengen Sinne »glauben«. Man kann lediglich überzeugt sein, dass in der Natur eine Evolution stattfindet und dass es sich letztlich lohnt, für die Einhaltung der Menschenrechte zu streiten.

Es steht zu vermuten, dass viele der Befragten ähnlich denken, auch wenn sie dies praktischerweise anders formulieren. Ernst (76), Journalist aus der Uckermark, sagt: »Ich hoffe, glau-

ben zu dürfen, dass es der Menschheit doch noch gelingt, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit näher zu kommen.« Stimmen wie diese sind keine Ausnahmen. Es fällt vielmehr auf, dass Ostdeutsche, die nicht religiös gebunden sind, nach wie vor an der Vision einer sozial gerechten Gesellschaft festhalten oder sich an großen Menschheitsfragen orientieren. So wie Maja (40) aus Berlin-Friedrichshain, die hofft, dass die Erde von den Menschen nicht zerstört wird. Dagegen betonen westdeutsche Konfessionsfreie vor allem die Möglichkeiten des Individuums. Wilhelm (51), Buchhändler aus Celle, sagt zum Beispiel: »Ich glaube an mich und an meine Existenz.« Auch Nadine (38), Werbetexterin aus Düsseldorf, ist überzeugt, »dass jeder Mensch die Aufgabe hat, das Beste aus seinem eigenen Leben zu machen«.

Die damit verbundene Frage, ob das Leben überhaupt einen »höheren« Sinn habe, beantworten 90 Prozent der Interviewten mit Nein. »Der Sinn meines Lebens ist das Leben an sich«, sagt Friedrich (44), Biologe aus Potsdam. Hanno (52), Informatiker aus Bremen, sieht das ähnlich: »Das Leben hat nur den Sinn, den ich ihm gebe.« Sobald es jedoch um die konkreten Formen der Selbstverwirklichung geht, findet man zwischen Ost und West erneut deutliche Unterschiede. Während westdeutsche Konfessionsfreie großen Wert darauf legen, im Leben Glück, Erfolg und Spaß

Zur Seele: Erkundungen mit Schmidbauer

Angst und Grausamkeit

Was das Kind und den Herrscher unterscheidet

Ein Kind, das Fliegen Beine auszupft oder Ameisen mit dem Brennglas verdampft, macht Grausamkeit zum Spiel, ähnlich der Katze, die eine verwundete Maus entkommen lässt und erneut die Krallen in sie schlägt. Die großen Grausamen der Geschichte wirken dem gegenüber weder neugierig noch spielerisch, sondern freudlos und von dem Bedürfnis gegetzt, die Welt unter Kontrolle zu bringen. Das Kind und die Katze fürchten nicht, dass die Fliege oder die Maus ihnen schaden werden, wenn sie ihnen nicht zuvorkommen.

Die grausamen Herrscher von Attila und Tamerlan bis Hitler und Stalin waren von der Fantasie geprägt, anderen antun zu müssen, was diese sonst ihnen antun würden. Die kindliche Grausamkeit ist mit Weltvertrauen vereinbar; die erwachsene nicht. Die Angst vor Ver-

geltung erzwingt Misstrauen und stete Wachsamkeit.

Wenn wir über Wespen lesen, die eine Raupe durch einen Stich in ein Ganglion lähmen und dann ihre Eier in sie ablegen, so dass ihre Larven den noch lebenden Wirt verzehren können, fällt oft der Satz von der Grausamkeit der Natur. Auch Hyänen gelten als feige und grausam, weil sie einer Gazelle die Bauchdecke aufreißen und die Eingeweide verschlingen, während ihre Beute noch lebt. Aber das sind Missverständnisse, die auf einer Ausweitung der menschlichen, von Empathie geprägten Ethik beruhen. In der biologischen Evolution geht es um Zweckmäßigkeit, um das Funktionieren der Organismen angesichts der Aufgabe, die eigenen Gene weiterzugeben.

Die Beobachtung der Natur lehrt uns ebenso wie die Selbstbeobach-

tung, dass der natürlichen Auslese das Wohlbefinden des Individuums gleichgültig ist. Das ist eine tiefe Kränkung, die an dem gütigen Schöpfergott zweifeln lässt und den Volksglauben zwingt, ihm einen Teufel gegenüberzustellen, der Stechmücken, Wespen, Schnupfen-erreger und jene Unzahl weiterer Übel erschaffen hat, die uns plagen.

Wobei eine zusätzliche Plage dadurch entsteht, dass wir manchen Übeln entgehen können, anderen aber nicht. Wenn ich auf das dritte Stück Sahnetorte verzichte, wird mir nachher nicht speiübel. Wenn ich nicht rauche, sinkt die Gefahr von Lungenkrebs. Aber was habe ich versäumt, was habe ich falsch gemacht, wenn ich an multipler Sklerose oder – noch tückischer – trotz meiner Vorsicht an Krebs erkrankte?

Die Scholastiker haben sich gefragt, ob es im Paradies schon Stechmücken und Giftschlangen gab. Wir können hinzusetzen, dass die hebräische Mythologie eine tiefe Wahrheit offenbart, indem sie die Unbekömmlichkeit der Erkenntnis betont. Diese schafft innere Gefahren, auf die eine im Kampf gegen äußere Feinde entwickelte Intelligenz keine

Antworten findet. Je mehr technische Kompetenz wir anhäufen, desto schwerer wird es auch, Ohnmacht zu ertragen. Die Manie der Machbarkeit zeugt als charakteristische Krankheit des 21. Jahrhunderts die Depression.

So kommen wir wieder zu Macht-egoismus und Grausamkeit. Die lustvolle Grausamkeit des forschenden Kindes ist fast immer durch Einsicht in die goldene Regel der Ethik (»was du nicht willst, dass man dir tu...«) zu mäßigen. Aber die angstvolle Grausamkeit der Militärs und ihrer Forscher, die immer perfektere Waffen entwickeln, macht die Angst zum Gesetz. Was andere mir antun können,

zu haben, ist es für viele Ostdeutsche auch nach dem Scheitern des Realsozialismus wichtig, »für andere Menschen da zu sein, mit anderen gemeinsam etwas zu hinterlassen«, wie es Andreas (62), Politiker aus Mecklenburg-Vorpommern, ausdrückt.

Im Rahmen ihrer Befragung stellte Kuczynski überdies fest, »dass sich die wichtigen persönlichen Werte der Nichtreligiösen von den persönlichen Werten der Religiösen nur in Nuancen unterscheiden«. Ganz oben auf der Werteliste steht Ehrlichkeit, gefolgt von Zuverlässigkeit, Rücksichtnahme gegenüber anderen Menschen, Freundschaft, Freiheit und Solidarität. Trotz aller Gemeinsamkeiten in den Wertesystemen gibt es zwischen den nichtreligiösen Menschen in Ost und West auch einige Differenzen. Beispiel Gerechtigkeit. Diesen Wert verknüpfen Ostdeutsche viel stärker mit sozialen Erwartungen als Westdeutsche. Ein weiterer Unterschied betrifft die Ökologie. Das Bemühen, die natürliche Umwelt zu schützen, hat bei Westdeutschen eine höhere Priorität als bei Ostdeutschen, zumindest bei denen, die befragt wurden.

Während die meisten Christen glauben, dass ihr Leben nach dem Tod in irgendeiner Form weitergehen werde, haben Menschen ohne religiöse Bindung einen solchen »Trost« nicht. »Tot ist tot«, sagt Sigrid (72) aus Berlin-Pankow. »Man kann nur in seinen Kindern und Enkeln weiterleben, kann ihnen seine Erfahrungen weitergeben.« Andere betrachten den Tod aus kosmischer Perspektive. Typisch hierfür ist eine Äußerung von Annelie (40), Sozialarbeiterin aus Kaufbeuren: »Natürlich geht es persönlich nicht weiter. Aber im Universum. Schließlich sind wir von Sternenstaub gemacht, und daher werden wir im Kosmos nicht verloren gehen, und irgendwann werden wir wieder zu Sternenstaub werden.«

Zugegeben: Nicht alle konfessionsfreien Menschen sehen das Problem des Todes so rational und nüchtern. Manche suchen den Halt im Zweifel, wie Monika (67), Neurologin aus Brandenburg: »Keiner weiß, ob es weitergeht, denn niemand ist je zurückgekehrt.« Auch die bereits erwähnte Maja aus Berlin-Friedrichshain hat mit dem endgültigen Abschied ihre Schwierigkeiten: »Wenn wirklich nichts weiterginge nach dem Tod, wäre das ja doch sehr traurig.« Ein solches existenzielles Unbehagen ist zweifellos menschlich. Und es verführt bisweilen sogar überzeugte Atheisten dazu, in extremen Notsituationen wenigstens für einen kurzen Moment auf eine »höhere« Führung zu hoffen.

Rita Kuczynski: Was glaubst du eigentlich? Weltsicht ohne Religion. Ch. Links Verlag Berlin, 187 S., 16,90 €.



Dr. Wolfgang Schmidbauer lebt und arbeitet als Psychotherapeut in München. Foto: Joachim Fiegluth

ten, muss ich schneller und nachdrücklicher ihnen antun können.

Wer wilde Tiere beobachtet, wird herausfinden, dass die Angst das mächtigste Motiv ist. Womit sie sich auch beschäftigen, ein Teil ihrer Aufmerksamkeit gilt immer den möglichen Gefahren. Sie sind bereit, alle anderen Aktivitäten aufzugeben, sobald sie etwas wahrnehmen, was gefährlich sein könnte, und sich auf diese Gefahr einzustellen. Selbst die größten Raubtiere, die keine natürlichen Feinde haben, tragen diese Angstbereitschaft noch in sich, sonst könnten sie nicht dressiert werden.

Auch das menschliche Ich ist in seinen Anfängen ein Zentrum der Kunst des Überlebens. Angst ist die Energie, die es in Betrieb hält, Schmerz der Wächter, der die Angst weckt. Vernunft und Mitgefühl sind späte, wenig belastbare und doch auf lange Sicht überlebenswichtige Eigenschaften des menschlichen Geistes. Wenn es dazu kommt, dass die Angst vor Einbußen an Sicherheit und Komfort stärker ist als die Verantwortung für das Wohlergehen aller Lebewesen, wird die Menschheit den Planeten und damit sich selbst ruinieren.